



Leseprobe

Andrew Miller

Nach dem großen Beben

Roman

Übersetzt aus dem Englischen von Nikolaus Stingl

ISBN: 978-3-552-05512-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05512-4>

sowie im Buchhandel.

I

ER HOCKT IN seinem Zimmer in der Oberstadt, ein aufgeschlagenes Buch in einer Hand, die Finger der anderen zum glasierten blauen Bauch eines Kohlenbeckens ausgestreckt. Das Zimmer, das alte Nähzimmer, ist klein, nur viereinhalb Matten, und wirkt noch kleiner wegen der Kleider, die an dem Perlstab entlang den Wänden hängen, der Bücherstapel und des Bettzeugs, das von vergangener Nacht noch ausgerollt daliegt, obwohl es an diesem letzten Abend des Jahres schon nach sieben Uhr und draußen stockdunkel ist.

Es ist sein Zimmer, seit man ihn bei seiner Rückkehr von Onkel Kensuke nach dem Großen Erdbeben dort hat schlafen lassen. Das erste Zimmer, in dem er je allein geschlafen und in dem er in seinem einundzwanzigsten Lebensjahr – dem elften der Showa-Zeit – zwischen dem Putschversuch im Februar und dem Zikadenzirpen am Ende des Sommers sämtliche Gedichte der *Elektrischen Libelle* geschrieben hat, eine wundersame Jahreszeit, die aber nie wiedergekehrt ist ...

Er seufzt, zieht die Hand zurück, die er gewärmt hat, blättert die Seite seines Buches um, nimmt das Buch in die gewärmte Hand und hält die andere an die Glut. Er liest auf französisch – nicht seinen geliebten Rimbaud, sondern eine Erzählung von André Gide, die er von Professor Komadas Seminar an der Nihon-Universität kennt; eine seltsame Liebesgeschichte, die er damals nicht ganz verstanden hat und die er nun aus ganz anderen Gründen abermals nicht versteht. Denn wie soll er sich auf die Abenteuer des Gérard Lacombe konzentrieren, wenn so viele andere Dinge – Dinge, die sich nicht einfach beiseite schieben lassen – die Worte auf der

Seite in Zeichen verwandeln, die ebenso bedeutungslos sind wie die Lichtreflexe in den Feldern der Tür zum Trockenboden hinter ihm? Und so muss sich der junge Held (der bekennt, dass er alles, was er über das Leben weiß, aus Büchern bezieht) immer wieder zum Château Quartfouche aufmachen, während Yuji ergebnislos das jüngste und drängendste seiner Probleme hin- und herwendet, nämlich die Frage seiner finanziellen Unterstützung oder vielmehr deren Einstellung, die ihm Vater vor drei Tagen in dem Gartenpavillon, der ihm als Arbeitszimmer dient, eröffnet hat, ohne Vorwarnung, ohne Vorbereitung, das Ganze geäußert in einer Art zerstreutem Aparte, während er, Yuji, an der Tür stand und Vater rauchend an seinem Schreibtisch saß und das Ende eines Bücherbords fixierte ... Offenbar war die Unterstützung zu einer Belastung für den Haushalt geworden. Man müsse Veränderungen vornehmen, die Ausgaben kürzen. Es liege an den neuen Umständen und so weiter. Eine bedauerliche, aber notwendige Maßnahme, obwohl er mit Fünfundzwanzig gewiss alt genug sei und so weiter. Man dankte ihm für sein Verständnis. Es wurde selbstverständlich davon ausgegangen, dass er das verstand.

»Ab sofort?«

»Vom neuen Jahr an.«

»Aha.«

Also muss er jetzt Möglichkeiten finden, die Differenz auszugleichen, wobei die Differenz fast alles ist. Er wird auf Leute wie den alten Horikawa bei der Hideo Makiyama angewiesen sein, eine Zukunft als Lohnschreiber wie damals im November, als er für die Westjapanische Schiffahrtsgesellschaft Werbetexte geschrieben hat. (Die neuesten Schiffe! Die schnellsten Routen! Der Hafen von Niigata ist wahrhaftig das Tor zur Welt!) Geht so ein Leben in die Binsen? Wird so jeder Ehrgeiz beschnitten und jedes Talent abgewürgt, damit man den Fischhändler bezahlen kann?

Auf der Straße unten, die zu schmal ist, um viel Verkehr zuzulassen, schleicht ein Auto aufs Haus zu. Es hält unter Yujis Fenster. Kurz darauf gleitet die Eingangstür zur Seite, und eine Stimme, wie sie aus dem Rachen eines sprechenden Bären dringen könnte, ruft: »Ist das ein Geisterhaus? Wo steckt ihr alle?«

Yuji legt das Buch auf sein Bettzeug, schüttelt die Decke ab, die er sich um die Schultern gelegt hat, steht auf und steigt – vorsichtig auf dem polierten Holz – das steile, unbeleuchtete L der Treppe hinab.

»Großvater!«

»Enkel!«

Yuji verbeugt sich. Miyo nimmt dem alten Mann den Umhang ab. Er ist ihr fast zu schwer, gleicht einer riesigen dunklen Motte, die sie gefangen hat. Unter dem Umhang trägt Großvater einen Kimono aus schieferblauer Seide mit vier, fünf Zentimetern Safrangelb an den Ärmeln. Vater kommt aus dem Arbeitszimmer herein. Er begrüßt Großvater – ein wechselseitiges Nicken der allerknappsten, stursten Art –, dann gehen die drei durch das Zimmer im westlichen Stil in das japanische Zimmer, wo sie sich – Großvater, mit dem Alkoven hinter ihm, auf dem Ehrenplatz – auf Sitzkissen niederlassen. Das Kohlenbecken hier ist das größte im Haus, scheint ihnen jedoch nur Nasenspitzen, Knie und Fingerspitzen zu wärmen. Den größten Teil des Winters über bleibt dieses Zimmer unbenutzt, doch das Zimmer im westlichen Stil mit seinen bequemen Möbeln und seiner elektrischen Heizung wäre an Silvester nicht ganz passend.

»Hattest du eine gute Fahrt?« fragt Vater.

»Ich hatte den Fahrer schon einmal. Er kennt sich aus.«

»Holt er dich später wieder ab? Du weißt, dass du gern bleiben kannst ...«

»Heutzutage wache ich lieber in meinem eigenen Haus auf.«

»Hmm. Ich verstehe. Und wie steht es um deine Gesundheit?«

»Besser als um deine, denke ich. Bücher machen einen Mann schneller zum Krüppel, als es Gartenarbeit je könnte. Sieh dich an. Du kannst nicht einmal mit geradem Rücken sitzen.«

»Für den Garten werde ich ja nun mehr Zeit haben.«

»Und Noriko?«

»Noriko?«

»Wird sie uns Gesellschaft leisten?«

»Leider nein.«

»Nein? Wie schade.«

»Ja. Schade.«

Großvater runzelt die Stirn. Vater runzelt die Stirn und senkt den Blick auf die Bodenmatten. Bei jedem Besuch die gleiche Frage nach Mutter. Bei jedem Besuch die gleiche Antwort. Ein Ritual, das keiner von beiden aufgeben kann.

Erneut die Eingangstür. Eine Stimme ruft einen Gruß.

»Das wird Kushida sein«, sagt Vater, steht auf und geht, um ihn willkommen zu heißen.

Mit Großvater allein gelassen, überlegt Yuji, ob es irgendeine Möglichkeit gibt, auf die Frage seiner finanziellen Unterstützung und deren Einstellung und so weiter hinzuweisen, darauf, in welche Schwierigkeiten ihn das bringt und wie ungerecht es ist, aber der alte Mann mit seinem breiten, windgegerbten Gesicht sieht so aus, als nähre er irgendwo in seinem Inneren einen genüsslichen Zorn. Vielleicht ist es nicht der richtige Moment.

»Du warst schon eine ganze Weile nicht mehr bei mir«, sagt Großvater.

»Bitte entschuldige ... Ich hatte es dauernd vor.«

»Ich habe an dem Modell weitergearbeitet und ein paar interessante Einzelheiten hinzugefügt.«

»Ja? Ich komme bald.«

»Das solltest du auch. Demnächst werde ich nämlich tot sein.«

Vater führt Dr. Kushida ins Zimmer. Der Doktor reibt sich die Hände. »Endlich schneit es«, sagt er und verbeugt sich vor Großvater. »Hat gerade angefangen, als ich am botanischen Garten vorbeigekommen bin. Eben noch gar nichts, und im nächsten Augenblick ...«

»Ich habe es riechen können, als ich losgefahren bin«, sagt Großvater. »Wie Eisen.«

Miyo bringt ein Tablett mit rot-goldenen Bechern und ebensolchen Fläschchen, das Festtagsservice. Vater und der Doktor zünden sich eine Zigarette an. Yuji hustet. Die Bildrolle im Alkoven ist ein chinesisches Gemälde und zeigt zwei Gestalten mit Lasten auf dem Rücken, die sich einen Hügel hinaufmühen, auf dem das Gewicht des Schnees die Kiefern tief hinunterdrückt. Die Borde neben dem Alkoven enthalten Vaters Sammlung antiker Räuchergefäße.

»Ich habe einen neuen Patienten in der Klinik«, sagt der Doktor und kämmt sich mit den Fingerspitzen den Schnurrbart. »Ist Anfang der Woche hereingekommen. Heißt Amano. Er war« – und damit wendet er sich an Vater – »zur selben Zeit wie wir an der Kaiserlichen Universität, oder es hat zumindest eine Überschneidung gegeben – 1911, glaube ich.«

»Ist sein Fall ernst?« fragt Vater.

»Ich fürchte, ja.«

»Hmm.«

Mehrere Minuten lang sprechen sie über ihn, über diesen Amano oder jemanden, der 1911 Amano gewesen sein könnte. War er in der Rudermannschaft? War er derjenige, dessen älterer Bruder an einer Kugelfischvergiftung gestorben ist? Oder war das Maruyama?

Großvater streckt die Hand mit dem Becher aus, damit Miyo ihm nachgießt. Er starrt gleichmütig durch die verqualmte Luft. Er hält nicht viel von dem Doktor, den er ein-

mal – Vater gegenüber! – als jemanden bezeichnet hat, der aussehe wie ein kleiner Meiji-Bürokrat, die Sorte, mit der er sich damals, als er seinen Transportbetrieb an die Stadt verkauft hat, im Bürgermeisteramt habe herumschlagen müssen. Und was bedeutet »Universitätsgeschwätz« einem Mann, der sich schon mit Zwölf seinen Reis in den Gassen der Unterstadt verdient hat? Das Leben an der Kaiserlichen Universität, die hochfliegenden Gedanken und internen Machtkämpfe müssen ihm so fremd erscheinen wie der Tanz von Kranichen.

Haruyo erscheint und teilt ihnen mit, dass das Bad bereit ist. Als ihr Gast bekommt Kushida das frische Wasser, dann folgen Großvater, Vater, Yuji und schließlich – da Mutter und Haruyo am Morgen gebadet haben – das kleine Dienstmädchen, Miyo. Das Badezimmer liegt im Erdgeschoss, gegenüber der vertäfelten Treppenwand, an der das Telefon (einer von drei Privatanschlüssen in der Straße) angebracht ist. Früher einmal wurde das Wasser mit Kohlen erhitzt, doch vor fünf Jahren, als alles in Vaters Welt darauf hindeutete, dass er gelassen einem ehrenhaften Ruhestand entgegenging, wurde ein neues System installiert, bei dem das Wasser elektrisch erhitzt wird, eine Methode, die jedermann als sauber und modern (und längst überfällig) pries, die jedoch irgendwie nie so gut funktioniert hat wie die Kohle.

Im lauwarmen Dampf kauern, wäscht sich Yuji am Eimer und lässt sich dann, auf dünne weiße Arme gestützt, ins Wasser hinab. Die Wanne ist ein in Stahlreifen geschlagenes Holzoval, ein kleines, an Land gezogenes Boot. Jedesmal, wenn Kushida bei ihnen badet und Yuji sein Wasser benutzen muss, ist er sich sicher, im Dampf Lysol zu riechen, so wie er sich sicher ist, dass er es noch Stunden, nachdem er in der Klinik war, um Mutters Medikamente zu holen, in seinen Kleidern riechen kann. Er senkt das Kinn, bis es die Wasseroberfläche berührt, und muss an Amano denken, an

den armen Amano in seinem Bett mit dem Metallgestell, wie er dem Hupen des Neujahrsverkehrs und den Schwestern lauscht, die in ihren Papierschuhem über die gebohnerten Flure schlurfen. Es war Monsieur Feneon, der in einer französischen Clubnacht in seinem Haus in Kanda – als das Gespräch eine ungewöhnlich ernsthafte Wendung nahm – sagte, wir verstünden zwar alle, dass wir alle sterben müssten, jedoch sei niemand imstande, sich seinen eigenen Tod vorzustellen. Die Vorstellungskraft, sagte er ihnen, schrecke davor zurück. Aber gilt das jetzt auch für Amano? Müsste er sich nicht, so schwer krank, wie vom Doktor angedeutet, fortwährend sein Ende vorstellen? Und was malt er sich aus? Wie seine Frau und seine Kinder weinend oder gelangweilt um ihn herumstehen und dann endlich das weiße Tuch, das jemand eigens zu diesem Zweck sorgsam gefaltet bei sich trägt, auf sein Gesicht herabschwebt? Oder ist er über derart Naheliegendes, derart Prosaisches schon hinaus und sieht seinen Tod statt dessen in einer Erinnerungssequenz dargestellt, etwas, das mysteriöserweise erhalten geblieben ist und wie zehn Filmbilder in einer Endlosschleife an der Innenhaut seiner Augenlider abgespielt wird?

Yuji gleitet unter die Wasseroberfläche, liegt dort in Fetus-haltung. Weil er eine schwache Brust hat, kann er den Atem nicht lange anhalten. Er lauscht der Welt, die durch das Wasser an sein Ohr dringt, dem gedämpften Trommeln seines Herzens. Ein Dichter, selbst einer, der seit fast zwei Jahren nichts geschrieben hat (den die Dichtkunst so geheimnisvoll, so abrupt verlassen hat, wie sie zu ihm gekommen ist), hat die Pflicht, sich vorzustellen, wovor die Vorstellungskraft zurückschreckt, doch was er allenfalls zu sehen vermag, ehe die Luft in seiner Lunge zu brennen anfängt, ist etwas Undeutliches und Wirbelndes, ein heller Fleck, der ins allgemeine Dunkel verschwindet wie eine auf den Grund eines Teiches sinkende Münze oder der Mond hinter zerwehten Wolken

oder ein Kopf, ein Gesicht, weiß wie eine Maske, das durch Rauch späht.

Er taucht auf. Ringt nach Atem.

Nach dem Baden mehr Sake. Großvater hat eine Flasche mitgebracht, abgefüllt aus dem Fässchen, das er jedes Jahr von einem Geschäftsfreund erhält, der sich oben in Iwate zur Ruhe gesetzt hat. Miyo und Haruyo bringen Tablett mit Essen – klare Brühe, gedünsteten Gelbschwanz, gebratenen Tofu, Eingelegtes und Reis. Um halb zwölf wird das Geschirr abgetragen und alle bis auf Mutter, die nirgendwohin geht, und Haruyo, die mit ihr nirgendwohin geht, schicken sich an, den Schrein aufzusuchen.

Von den Männern trägt nur Großvater einen Kimono. Vater und der Doktor tragen gleichartige Anzüge, kurze Mäntel und Homburgs. Yuji hat eine Wolljacke und einen Mantel an, der aus einigem Abstand so aussieht, als wäre er vielleicht aus Kamelhaar, wie der von Monsieur Feneon. Miyo, dünn wie junger Bambus, geht in ihrem üblichen grauen Kimono mit dunkelblauen Streifen, einer schwarzen Jacke und einem grauen Schal, Farben, die ihrer Stellung angemessen sind und keinen Anstoß bei den offiziellen wie inoffiziellen Hütern der neuen Sittenstrenge erregen werden, zu denen sich inzwischen offenbar auch Haruyo zählt, denn sie hat die Kleine bereits veranlasst, sich das bisschen Lippenstift abzuwischen, das sie aufgelegt hatte, und hätte sie auch gezwungen, sich den Kamm aus dem Haar zu nehmen – den aus Schildpatt mit Mondsteinen, den Mutter ihr vergangenen Sommer zum vierzehnten Geburtstag geschenkt hat –, wenn Vater nicht interveniert hätte. (»Kein Mensch wird eine solche Bagatelle bemerken.«)

Im vorderen Garten, jenen knapp fünf Metern zwischen der Veranda und der Straße, reicht ihnen der Schnee schon bis zu den Knöcheln. Er liegt wie Wäsche in den Armen der

Persimone vor Mutters Fenster und wie ein vollkommenes Häuflein Zucker auf dem Sattel von Yujis Fahrrad, das er am Zaun hat stehenlassen. Sie sammeln sich auf der Straße, rücken Hüte und Schals zurecht, spannen ihre Schirme auf. Am Tor des Nachbarhauses brennt eine Laterne neben der Rolle des heiligen Seils, und auf dem Pflaster davor füllen sich zwei Fußspuren mit frischem Schnee.

Großvater deutet auf die Flagge, die an einem Nagel im Torpfosten hängt und leicht flappt. »Ist das Verzierung«, fragt er, »oder ist der Junge immer noch weg?«

»Saburo?« fragt Yuji. »Der wird erst in Monaten zurückerwartet.«

»Also lebt seine Frau allein mit der Alten? Das kann ja nicht sehr vergnüglich für sie sein.«

»Seit den Kämpfen bei Changsha gibt es allein in dieser Straße drei weitere Flaggen«, sagt Vater. »Mittlerweile muss die halbe Stadt dort sein.«

»Tja«, sagt Kushida und knöpft sich einen Handschuh zu, »nicht jeder junge Mann muss sich deswegen Sorgen machen.« Er bedenkt Yuji mit einem kurzen Blick. Dieser nickt ruckartig. Vater murmelt irgend etwas. Großvater gibt einen Knurrlaut von sich, sagt aber nichts. Sie setzen sich in Marsch.

Auf halbem Weg zum Schrein hören sie die erste Glocke, den ersten tiefen Ton der hundertacht. Augenblicke später dröhnt ein feierlicher Schwall einander antwortender Glocken durch die Luft über den Weiten der Stadt.

Eine Stimme ruft: »Das Jahr des Drachen!« Nachbarn huschen vorbei – Herr und Frau Itaki, Kiyama der Hochzeitsfotograf, die Ozonos. Dann taucht aus den Schneeschleiern unmittelbar vor ihnen Vaters ehemaliger Assistent Tozaburo Segoshi mit seiner Frau und zwei schlaksigen, halbwüchsigen Töchtern an seiner Seite auf, derselbe Segoshi, der im juristischen Fachbereich der Kaiserlichen Universität aufgestiegen ist, indem er sich an Vaters Rockschoße hängte, und

Karriere gemacht hat, indem er die Ränder von Vaters Arbeit ausfüllte. Als er Vater sieht, bleibt er jäh stehen, gibt ein verlegenes Maunzen von sich und eilt so rasch davon, dass seine Frauen, vom engen Rock ihres Kimonos behindert, kaum mit ihm Schritt halten können. Noch vor einem Jahr wäre er stehengeblieben und hätte sich tief verbeugt. Er hätte gewartet, bis Vater seinen Weg fortgesetzt hätte. Es wäre ihm eine Ehre gewesen.

Beim Schrein angelangt, schließen sie sich den hinteren Reihen der Menge an und schlurfen zwischen großen gelben Laternen durch den zertrampelten Schnee. Vor ihnen ertönt gedämpftes Händeklatschen, mit dem die *kami* gerufen werden. Mittlerweile schneit es nicht mehr so stark, und während die letzten Flocken fallen, wird die Luft süß vom Dampf des heißen Sake, den die Priester und die Schreinjungfrauen aus badezubergroßen Kesseln ausschenken. Großvater gibt Miyo zwei Münzen, damit sie ihr Opfer darbringen und sich an einem der Stände, die den Weg säumen, eine Kleinigkeit kaufen kann. Yuji wartet und überlegt, ob er vielleicht auch etwas bekommt. Und dann fällt es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen – wenn Vater eines Tages, und sei es noch so vage, laut darüber nachgedacht hat, wie schwierig es sei, ohne sein Gehalt von der Universität auszukommen, und dass er von seinen Ersparnissen leben müsse, könnte es dann nicht sogar Großvater gewesen sein, der vorgeschlagen hat, ihm, Yuji, die Unterstützung zu streichen?

Er bleibt zurück, verdrückt sich, steigt auf einen Stein an einem der zinnoberroten Tore und schaut über Armeemützen und Studentenmützen, über Kopftücher, Schals und wie Lack glänzendes Frauenhaar hinweg. Er hofft auf einen Moment beiläufigen Glücks, darauf, dass er in dieser Menschenmasse Kyoko Kitamura erspähen wird, deren Fußspur eine der beiden war, die vom Tor des Nachbarn aus durch den Schnee führten. Sein Plan – ein Plan, der sich nie verän-

dert – besteht darin, sie auf sich aufmerksam zu machen, ohne zugleich von der Alten bemerkt zu werden. Wenn ihm das gelingt, dann findet Kyoko – vorausgesetzt, sie ist wohlwollend gestimmt (und warum sollte sie das an Silvester nicht sein?) – vielleicht eine Möglichkeit, ihm ein Weilchen Gesellschaft zu leisten, vielleicht im Schatten eines Kampferbaums eine gebackene Süßkartoffel mit ihm zu teilen. Doch wenn die Alte ihn sieht, ist das Spiel aus, nicht etwa, weil sie übertriebenen Eifer an den Tag legte, die Frau ihres Enkels zu bewachen, sondern weil sie Yuji nicht verzeihen kann, dass er ein gefahrloses Leben in Müßiggang führt, während Saburo, einziges Kind ihres einzigen Sohnes, alles riskiert. Sie hat eine Fotografie von Saburo, eine große, die sie neben dem Hausaltar stehen hat und die sie Yuji eines Morgens zu bewundern aufforderte, um ihn zu beschämen. Eine Aufnahme, die in einem Fotoatelier in Nanking gemacht worden ist. Saburo in einem Wintermantel mit Pelzkragen (nicht die Standardausführung), die linke Schulter der Kamera zugewandt, um mit seinem Unteroffizierswinkel anzugeben. Ein gutaussehender Soldat, die Sorte, für die Schulmädchen Handschuhe stricken und sich dabei die Augen ruinieren. Und sollte ihm etwas zustoßen – durchaus nicht unwahrscheinlich, da die Verlustlisten, wie jedermann weiß, viel länger sind als die Liste der Namen, die jedes Jahr in den Yasukuni-Schrein aufgenommen werden –, dann wird die alte Frau Yuji ganz bestimmt in ihrem Kummer, ihrem Zorn als Feigling anprangern, ihn vor Itaki dem Tabakhändler, Otaki dem Nudelverkäufer, Ozono dem Bürstenmacher, ja vor der ganzen Straße anklagen. Denn was sollte sie zurückhalten? Stimmt es etwa nicht, dass man die Familie Takano heutzutage nach Belieben beleidigen kann?

Jemand ruft ihn. Er dreht sich um, lässt den Blick schweifen, sieht schließlich im Licht eines Standes, an dem Drachen verkauft werden, die Brüder Miyazaki, Taro und Junzo, die

ihm zuwinken. Er winkt zurück, drängt sich zu ihnen durch. Sie wechseln Neujahrsgrüße, zuerst in ihrer Muttersprache, dann, als Mitglieder des Clubs, etwas leiser auf französisch.

»Sind deine Leute hier?« fragt Taro.

»Ja, irgendwo«, sagt Yuji.

»Unsere auch«, sagt Taro. »Irgendwo.«

Junzo beugt sich vor. »Ist dir aufgefallen«, flüstert er, so als stehe er auf der Bühne, »dass die Priester dieses Jahr alle ein bisschen chinesisch aussehen? Außerdem riecht es hier eindeutig nach Knoblauch. Sollten wir als angesehene Bürger sie nicht bei der *Tokko* anzeigen?«

Taro versetzt seinem Bruder einen Knuff gegen die Schulter. Er grinst, doch sein Blick ist nicht belustigt. »Mein kleiner Bruder hat einen in der Krone«, sagt er.

Yuji nickt, blickt vom einen zum anderen – von Junzo, dessen Haare in Büscheln unter seiner Studentenmütze hervorstehen und der sich einen fast auf dem Boden schleifenden gelben Schal um den Hals geschlungen hat, zu Taro, der mit seinem neuen Hut und seinem neuen Mantel (am Revers, wie ein Tropfen geschmolzenes Silber, eine Anstecknadel des Ministeriums) so adrett aussieht wie eine Reklame für Herrenbekleidung vor dem Shirokiya-Kaufhaus. Zwischen den dreien tritt ein kurzes Schweigen ein, dann beginnen sie, wie um eine unerwartete Verlegenheit zu kaschieren, hastig über das Jahresabschlussfest des französischen Clubs bei den Feneons zu sprechen, und lachen, diesmal aufrichtig belustigt, bei der Erinnerung an Junzos Bellwettstreit mit Feneons Mops und wie ihm Alissa Feneon am Schluss den Preis verliehen hat, eine Pseudourkunde, herausgerissen aus der letzten Seite einer Zeitung, eine Reklame – die sich vermutlich an die Familien von Soldaten richtet – für eine Art von unverwüstlichen Kunstseidesocken.

Als das Gelächter verstummt ist, sagt Yuji: »Ich habe eine unerfreuliche Nachricht bekommen.«

»Dein Vater?« beginnt Taro vorsichtig.

»Nein, nein ...«

»Du willst doch nicht etwa sagen«, meint Junzo, »jemand hat dir eine Arbeit gegeben?«

»Ich will sagen, dass ich mir eine suchen muss.«

»Es geht also um die Unterstützung«, sagt Taro.

Yuji nickt.

»Eine Kürzung?«

»Schlimmer.«

»Alles?«

Yuji nickt erneut und stellt dann plötzlich fest, dass er überhaupt nicht darüber reden will, dass es ihm die Kehle zuschnürt, dass ein Kloß darin sitzt, der zu einem Schluchzen anschwellen droht. Wenn er jetzt flennend vor den Miyazakis stünde, würde die Scham darüber noch monatelang brennen ...

Er wird gerettet von Trommeln, von Lichtern. Von den strahlendweißen Kegeln zweier Suchscheinwerfer beleuchtet, steigen die Priester und ihre Gehilfen die Treppe zur Andachtshalle hinauf. Danach wird über Lautsprecher, die an Kabeln zwischen den Bäumen hängen, der »Marinemarsch« gespielt. Die Freunde kommen überein, sich in Watanabes Badehaus zu treffen, sobald die Feiertage vorüber sind, dann taucht Yuji wieder in die Menge ein, bewegt sich durch ihr veränderliches Labyrinth, bis Frau Sakaguchi, auf Tratsch über seine peinlichen Eltern erpicht, an seinem Ärmel zupft, während er am Reinigungsbecken vorbeikommt. Er weicht unter Entschuldigungen und Verbeugungen vor ihr zurück und folgt dann einem Nebenweg, der aus dem Bezirk des Schreins heraus auf die Straße zum Friedhof führt.

Die Suche nach Kyoko hat er aufgegeben (hat er wirklich erwartet, sie zu finden?), aber er hat keine Lust, nach Hause zu gehen, dort in der Kälte zu sitzen und sich vielleicht weitere Reminiszenzen über die alten Tage an der Kaiserlichen

Universität anhören zu müssen. Nach wenigen Minuten ist er allein und geht durch die Gassen eines Viertels, das von Erdbeben und Feuer fast unberührt ist – jedenfalls so unberührt wie nur irgend etwas in dieser Stadt der Katastrophen. Ein verschwiegener Ort, an dem die Mündung einer Gasse, ein Paar an eine Verandawand gelehnter Holzsandalen, die schneebedeckten Latten eines Hundezauns unsicher in dem Licht schweben, das aus den vergitterten Fenstern dringt. Nachts kann sich in einem solchen Viertel fast jeder verirren, doch Yuji, in einem Unglück befangen, das von einer bestimmten Form von Langeweile fast nicht zu unterscheiden ist, bewegt sich mit unbewusst sicherem Schritt, bis die Luft kaum merklich kühler wird, was ihm verrät, dass er nur noch ein, zwei Gassen vom Friedhof entfernt ist. Er glaubt nicht an Geister, doch das hält ihn irgendwie nicht davon ab, sich vor ihnen zu fürchten. Er verlangsamt seinen Schritt und stellt sich vor, wie sie sich, von Trommeln und Gongs aufgestört, an den Friedhofstoren sammeln (ein Geraschel wie von Insektenflügeln) und darauf warten, dass irgendein tönlicher junger Sendbote der Lebenden ganz nahe vorbeikommt.

Und dann, als er gerade erwägt, wieder zu den Besuchern des Schreins zurückzukehren, sieht er aus dem Dunkel am Ende der Straße zwei fahle Gestalten auftauchen. Er tritt unter die Traufe des nächsten Hauses, drückt sich an die Fensterläden, kann aber bereits erkennen, dass es sich bei den Gestalten nicht um Geister, sondern um Menschen handelt, die nur deshalb fahl erscheinen, weil sie beide bis auf Lendentücher und Stirnbänder nackt sind. Sie bewegen sich im Laufschrift, hüpfen über den Schnee und kommen doch nur erbärmlich langsam vorwärts. Während sie sich nähern, hört er ihre kleinen Schmerzenslaute, hört, wie sie sich selbst anfeuern, und als sie auf seiner Höhe sind, sieht er, dass ihre Haut von Eis glitzert, das Fischschuppen gleicht. Schreinläu-

fer. Büber mittleren Alters, die hoffen, sich ein glücklicheres Jahr zu verdienen, indem sie sich bei jedem Schrein, in den sie wanken, eimerweise mit bitterkaltem Wasser übergießen. Mit zusammengebissenen Zähnen, zusammengekniffenen Hinterbacken, werfen sie im Vorbeilaufen nicht einmal einen flüchtigen Blick auf Yuji, obwohl er sich nicht mehr vor ihnen versteckt. Wären Junzo und Taro bei ihm gewesen, hätte er die Szene vielleicht absurd gefunden, hätte vielleicht verstohlen gelacht, so aber sieht er einfach zu, wie die beiden hinter der Biegung der Straße verschwinden, starrt ihnen nach, neidisch, als hätten diese Männer eine Form gefunden (ganz gleich, wie verrückt sie wirkt), die den Nöten entspricht, die sie dazu getrieben haben. Ob sie, wenn er sich jetzt auszöge und seine Kleider bündelte, etwas dagegen hätten, wenn er über den Schnee hinter ihnen herhüpfte? Es wäre sein sicherer Tod, aber niemand, nicht Vater, ja nicht einmal die alte Frau, würde es wagen, ihn frivol zu nennen. Wie verblüfft sie wären, wenn sie ihn in nichts als seiner Unterwäsche zum Schrein zurückkehren sähen! Ihn zu den *kami* brüllen hörten, während ihm das Brunnenwasser über den Kopf platschte!

Es wird zwei Uhr, bis er, frierend und hungrig, wieder in seinem Viertel ist. Er würde sich gern mit einer Schale dampfender Nudeln aufwärmen und fragt sich, ob Otaki, in Festtagslaune, vielleicht noch geöffnet hat, doch der Laden ist geschlossen und verrammelt, mit einer Zunge von schneefreiem Pflaster davor, wo man die Reste der Brühe weggegossen hat. Die Flamme am Tor der Kitamuras ist aus. Er beobachtet es eine Weile, während seine Ohren vor Kälte brennen, dann geht er in sein Haus, schiebt die Tür auf, steht auf der gestampften Erde des Vestibüls und lauscht auf Stimmen. Ein Schimmer im Paneel über der Tür zu Mutters Zimmer reicht aus, um ihn Vaters Stiefel neben der Eingangsstufe und den Schatten von Miyo erkennen zu lassen,

die unter ihrer Decke auf den Matten am Fuß der Treppe schläft, neben ihrem Kissen ein Pfeilamulett vom Schrein.

Er geht in die Küche, isst einen Mundvoll pappigen Reis, spült ihn mit einem Becher Wasser hinunter. Als er fertig ist, steigt er über Miyo hinweg hinauf zu seinem Zimmer. Auf der Treppenkehre stößt er mit den Zehen gegen die harte Kante eines Gegenstandes, und obwohl die Kehre die dunkelste Stelle ist, die er kennt, weiß er, als er sich bückt, dass es der alte Talisman der sieben Götter ist, den Mutter hierhergelegt hat – oder von Haruyo hat hierherlegen lassen –, damit er ihn unter sein Polster schiebt und so mit günstigen Träumen von Adlern und heiligen Bergen in das neue Jahr eintritt ...

Er nimmt ihn mit in sein Zimmer, legt Jackett und Kravatte, aber nichts anderes ab, tastet sich dann in sein Bettzeug, macht es sich gemütlich, liegt da und starrt auf das blaue Schneelicht im Glas der Tür zum Trockenboden. Die Schreinläufer laufen durch seinen Kopf, schwach glitzernde Gestalten, immer ein, zwei Schritte vom Verschwinden in der Nacht entfernt. Im Halbdämmer nehmen sie seltsame Identitäten an. Vater und Dr. Kushida. Junzo und Taro. Er selbst und Ryuichi. Er selbst und Saburo. So taumeln und hüpfen sie über den Schnee ...

Dann hört er inmitten der Stille der frühen Morgenstunden von irgendeinem Nachbarhaus her schwach den Klang von Klaviermusik in einem Radio. Vielleicht das Stück von Schumann, von dem alle behaupten, es gefalle ihnen so sehr. Dann ist es zu Ende, oder der Einstellknopf wird weitergedreht, und etwas anderes beginnt, die schlichten Töne eines Koto, ein Lied, das er aus frühester Kindheit in Erinnerung hat, »Das Lied des Fährmanns«, ein sentimentales, dämmliches kleines Liedchen, und er beginnt, seinen kalten Fingerspitzen den alten Text zuzuflüstern: »Ich bin totes Gras am Flussufer. Auch du bist totes Gras.«